

Annette von Droste-Hülshoff

## Die Erzstufe

Annette von Droste-Hülshoff (1797 bis 1848) entstammte in tiefer, natürlicher Bindung der roten Erde Westfalens. Ihrer Heimat war sie zeitlebens innig verbunden, und wenn sie am Bodensee, in Meersburg lebte, sprach aus jedem ihrer Briefe ein leises Heimweh nach ihrem Land, dem sie sich dann, eben durch die liebende Sehnsucht, erneut und ganz eng vertraut fühlte.

Das äußere Leben der Droste verlief in einer politisch wild bewegten und in ihren Grundfesten erschütterten Zeit beinahe ereignislos und jedenfalls in der Verborgenheit und Stille. Ihre Vorfahren, nach ihrem Besitztum „Deckenbrok“ oder „Tekenbrok“ genannt, wurden mit ihrem Ritter Engelbert I. in einer Urkunde von 1266 genannt; dieser Mann war im Dienst des Bischofs von Münster der Truchseß des Domkapitels, eben der „Droste“. Diese Amtsbezeichnung übernahm das Geschlecht in seinen Namen. Im Jahre 1417 erwarben die Drostes eine südwestlich von Münster gelegene Wasserburg, genannt Hülshove. So entstand der Name: Droste-Hülshoff.

Das Werk der Annette von Droste-Hülshoff ist nicht sehr umfangreich. Es ist ausgezeichnet durch packenden Realismus, eine ins Tiefe und Dunkle gehende Phantasie und eine bisweilen männlich zupackende Erzählfreudigkeit. Nach dem Tode ihres Vaters (1826) zog die Droste auf eine kleine Familienbesitzung unweit Münsters, das Rüschaus. Hier und am Bodensee verbrachte sie ihr eigentliches literarisches Leben. Erst 1838 erschien ihr erstes Buch, „Gedichte“, dem aber kein äußerer Erfolg beschieden war; den Rest der Auflage kaufte die Dichterin später, als ihre Gedichte 1844 im Verlage Cotta ruhmreich erschienen, zurück. Im Jahre 1842 war im „Morgenblatt“ ihre Erzählung „Die Judenbuche“ veröffentlicht worden, mit deren dramatischer Dichte und naturalistischer Genauigkeit sie uns ein Meisterwerk schenkte.

Das Dasein der Droste war in tiefe Einsamkeit gebettet. Doch umgab sie ein Alltag wie jeden Men-



schon, und sie wußte sich des Alltäglichen, nicht selten mit Humor, zu erwehren. Es war der Droste nicht gegeben, ihr Herz und ihr Leben einem Mann leidenschaftlich zu erschließen. Levin Schücking, halb Sohn und halb Geliebter — niemals sich selbst zu gegeben —, berichtet von einer merkwürdigen körperlichen Anlage der Droste: sie war so kurzichtig, daß sie Gesichter auf fünf, sechs Schritt nicht mehr erkennen konnte, aber ihr vorgewölbtes Auge war so eigenartig gebaut, daß sie, wenn sie ein Glas Wasser dicht vor ihre Augen hielt, wie durch eine Linse die Infusorien zu erkennen vermochte<sup>1)</sup>. „Oft ist die Dunkelheit der Form auf's innigste vergesellschaftet mit der Eigentümlichkeit des Inhalts, und dem Dämmerigen, mit Fleiß nur halb zum Bewußtsein wachgerufenen, mehr angedeuteten als ausgesprochenen Gefühl. Oft ist aber auch das Seltsame und Befremdliche, namentlich in den Bildern und Naturschilderungen, die einfache Folge der Art, wie Annette selbst die Gegenstände erblickte<sup>2)</sup>.“ Daß sie so von den Menschen in irgendeiner Weise ausgeschlossen war, ist offenbar; das aber gab auch ihrer Naturbeschreibung die dämonische Kraft, das Impressionistische, Aufgespaltene, das „Moderne“ ihrer Bilder. Das Gespenstige, das Doppelgesichtige des Westfalen lieb ihr das Nächtliche, Unheimliche, Drohende, das ihr Werk in schwerer, düsterer Farbe durchzieht. Das Religiöse — herrschend und erhaltend — gab ihr die Gedichte „Das geistliche Jahr“ ein, die erst 1851 nach ihrem Tode erschienen sind. Unzweifelhaft sind von ihren Balladen die stärksten und breitesten Wirkungen ausgegangen und haben ihr ihre Stellung in der deutschen Literatur erworben. Schücking hat berichtet, daß die „weitaus größte Zahl der lyrischen Poesien“ im Winter 1841/42 entstanden ist<sup>3)</sup>; sicher ist, daß sie in den Jahren 1841—1846 ihre Hauptwerke geschaffen hat. Die Droste gilt als

## Die Erzstufe

Von Annette von Droste-Hülshoff

Ja Blitze, Blitze! der Schwaden drängt  
Giftiges Gas am Risse hinaus,  
Auf einem Blitze bin ich gesprengt  
Aus meinem funkelnden Kellerhaus.  
O, wie war ich zerbrochen und krank,  
Wie rieselt's mir über die blanke Haut,  
Wenn langsam schwellend der Tropfen sank.  
Des Zuges Schneide mich angegraut!

Kennst du den Bergmönch, den braunen Schelm,  
Dem auf der Schulter das Antlitz kreist?  
Schwarz und rauh wie ein rostiger Helm,  
Wie die Grubenlampe sein Auge gleißt.  
O, er ist böse, tückisch und schlimm!  
Mit dem Gezähe hackt er am Spalt,  
Bis das schwefelnde Wetter im Grimm  
Gegen die weichende Rinde schwallt.

Steiger, bete! du armer Knapp',  
Dem in der Hütte das Kindlein zart,  
Betet! betet! eh' ihr hinab,  
Eh' zum letzten Male vor Ort ihr fahrt.  
Sieben Nächte hab' ich gesehn  
Wie eine Walze rollen den Hacken  
Und die Augen funkeln und drehn  
Und das Gezähe schürfen und hacken.

Dort, dort hinter dem reichen Gang  
Lauert der giftige Brodem; da,  
Wo der Kobold den Hammer schwang,  
Wo ich am Bruche ihn schnuppern sah.  
Gleich dem Molche von Dunste trunken  
Schwoll und wackelt' der Gnom am Grund,  
Und des Gases knisternde Funken  
Zogen in seinen saugenden Schlund.

Bete, Steiger, den Morgenspsalm  
Einmal noch und dein „walt's Gott“,  
Deinen Segen gen Wetters Qualm,  
Jäh Verscheiden und Teufelsrott'.  
Schau noch einmal ins Angesicht  
Deinem Töchterchen, deinem Weib,  
Und dann zünde das Grubenlicht:  
„Gott die Seele, dem Schacht der Leib!“

Sie sind vor Ort, die Lämpchen rund  
Wie Irrewischflämmchen aufgestellt.  
Die Winde keucht, es rollt der Hund,  
Der Hammer pickt, die Stufe fällt,  
An Bleigewürfel, Glimmerspat  
Zerrinnend, malt der kleine Strahl  
In seiner Glorie schwimmend Rad  
Sich Regenbogen und Opal.

Die Winde keucht, es rollt der Hund. —  
Hörst du des Schwadens Saufen nicht?  
Wie Hagel bröckelt es zum Grund —  
Der Hammer pickt, die Stufe bricht; —  
Weh, weh! es zündet, flammt hinein!  
Hinweg! es schmettert aus der Höh!  
Felsblöcke, zuckendes Gebein!  
Wo bin ich? — bin ich? — auf der See?  
Und welch Geriesel — immer immerzu,  
Wie Regentropfen, regnet's?

die größte deutsche Dichterin des 19. Jahrhunderts, und in ihr klingen Töne auf, die sie, wie etwa Kleist, als Vorfahrin unseres geistigen Daseins erscheinen läßt.

Aus den zahlreich überlieferten Briefen der Droste geht immer wieder ihre Freude am Kleinen und Kleinsten hervor — allerdings auch eine beträchtliche und nicht immer humorvolle Klatschsucht; die Droste war eine leidenschaftliche Sammlerin von Münzen, Gemmen und Mineralien. „Dann zeigte sie ihre in Glasschränken aufbewahrte Mineraliensammlung, die Fülle prächtiger Muscheln, Polypen, Seesterne und Korallen; glänzende und große Bergkrystalle, Erze, Metallstufen<sup>4)</sup> . . .“ Und damit wenden wir uns ihrem Gedicht „Die Erzstufe“ zu.

Das Gedicht „Die Erzstufe“ stammt aus einem kleinen Zyklus von fünf Gedichten, „Ein Sommertags- traum“ betitelt. Die Droste schildert, wie sie, von Kopfschmerzen gequält und halb wahnsinnig, in leichte Träume versinkt, in denen sich ihr heitere und düstere Bilder nahe binden und einander ablösen. Schließlich schläft sie ein. Vier Geschenke hat sie an diesem Tag erhalten: ein Autograph, nämlich die Handschrift des Herrn Theodor von Neuhoff; einen Denar, eine alte römische Münze; eine Erzstufe und eine Muschel. Diese Geschenke besingt sie, diese Dinge wirbeln um sie in Schlaf und Traum, als ob sie lebendig wären. Den Denar, den silbernen „Zehner“ der Römer, sieht sie in der Sonne der antiken Arena blitzen wie die Likatorenbündel des triumphierenden Cäsaren, also die scharfen Schneiden der Beile, welche die Gewalt über Leben und Tod verkünden. Das ergibt die echte Assoziation — „Ja Blitze, Blitze!“ — zum Erz, aus dem Münze und Beil in Silber und Eisen geformt wurden. Die Erzstufe spricht selbst. Das „funkelnde Kellerhaus“ ist die poetische Umschreibung für die Erde, für das Bergwerk, aus der mit „blanker Haut“ das Silber der Münze und im Blitzen des Schmiedefeuers sich das Beil gestaltete. Die Droste hat einmal gesagt, wie ihr im Dichten ein Bild auf die Schulter des anderen steigt: so entwickelt sich in der „Erzstufe“ alles dramatisch und balladesk, „hin- stürzend“. Der „Bergmönch“ ist ein Berggeist, der in der Tiefe den Bergleuten auflauert und sich in Höhlen versteckt, umwittert von giftigen Gasen und schlagenden Wetter, umrauscht von durchbrechenden Quellen und unterirdischen Strömen. Er ist ein aktiver Geist, der nicht nur lauert und harrt, sondern den Bergleuten entgegenarbeitet, um sie zu verderben. Der Droste hat in dieser alten Vorstellung vom Bergmönch hier eine Personifizierung des „Ächzens des Berges“ vorgeschwebt; sie hat eine Gestalt nachgeformt, deren Tun all die „unerkklärlichen“ Geräusche und Bewegungen in den Bergwerken erzeugt. Die Dichterin sieht ihn, in der Tracht der Bergmänner,

sieben Nächte hindurch arbeiten. Dann fällt die Stufe, und eine Explosion zerreißt den Stollen. Die träumende Dichterin fühlt sich in ihren Schmerzen, von denen sie zuvor berichtet hat, selbst wie gequält und zerrissen. Im Anruf zum Gebet trifft sie nicht nur die Erzstufe, die Bergleute — sondern auch sich selbst: es ist, als ob sie selbst in ihrem Traum um Frieden, um Geleit und um Erlösung von ihrer Krankheit betet. So löst sie, mit den drei letzten Zeilen des Gedichtes, die Spannung selbst noch einmal auf: eine Quelle ist angeschlagen worden, ein freundliches, erquickendes Na als Symbol des Lebens. Im Rinnen der Wasser sieht sie nun für den Bergmann nicht mehr eine neue Gefahr, sondern das Zeichen, daß gute Geister den bösen „Bergmönch“ berwunden und die frommen Gebete in der äußersten Gefahr genützt haben. Die Dichterin fragt: „Wo bin ich?“ und erwacht „tief atmend“ zu dem nächsten Bild der Muschel, in der sich das Brausen des Meeres gefangen hat und der Gesang der Najaden. Beruhigend endet sie die Schilderung ihrer Träume, deren Realismus den Leser

schreckend zu packen weit. Sie endet den ganzen Zyklus in einem Lyrismus, der aufgehört hat, zu fragen und zu sorgen. Mit den Träumen und dem Schlaf entweichen die Gesichte und die Krankheit.

Das Gedicht „Die Erzstufe“ zeigt, wie phantasiebegabt die Droste war und wie weit ihre Erlebnisfähigkeit reichte: bis in die Tiefe des einsamen Bergwerks, das ihr aus einer Erzstufe sich in einer Flle von Bildern erschloß. So erlöste sich ihr irgendein Augenblick, irgendein irdischer Schmerz, irgendein Geschenk zum großen Bild der Welt, das sie kraft ihrer künstlerischen Natur aus der Vergänglichkeit eines Tages, einer Stunde rettete in das Gebilde ihres Gedichtes.

---

1) Levin Schücking: Annette von Droste; Hannover, 1862; S. 111.

2) a. a. O., S. 148 f.

3) a. a. O., S. 144.

4) a. a. O., S. 16.

\*

Das Bild auf S. 3 zeigt eine Erzstufe: Würfelförmige Bleiglanzkrystalle in halber natürlicher Größe. (Aus dem Geologischen Museum des Ruhrbergbaus. Herne 1951.)